

Persistenter Identifier: 1529487027376_1884

Titel: Deutsches Baugewerks-Blatt : Wochenschr. für d. Interessen d. prakt. Baugewerks

Ort: Stuttgart

Datierung: 1884

Signatur: XIX/135.2-3,1884

Strukturtyp: volume

Lizenz: <https://creativecommons.org/publicdomain/mark/1.0/deed.de>

PURL: https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1529487027376_1884/1/

Abschnitt: Erfindungen.

Strukturtyp: article

Lizenz: <https://creativecommons.org/publicdomain/mark/1.0/deed.de>

PURL: https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1529487027376_1884/193/LOG_0172/

so daß selbst bei geöffneter Thür Niemand aus Unvorsichtigkeit in den Fahrkorb stürzen kann. Der Fahrkorb muß ferner derartig gegen den Fahrkorb abgeschlossen sein, daß das Herausstecken von Kopf, Hand oder Fuß seitens eines der Mitfahrenden unmöglich ist.

Im Falle der Fahrstuhl im Treppenhause angebracht ist, muß das Treppengeländer so hoch sein, daß Niemand die Hand über dasselbe derart hinausstecken kann, daß der niedergehende Fahrstuhl dieselbe treffen könnte. Ebenso muß bei Fahrstühlen in offenen Hallen, z. B. in Bahnhöfen, die Fahröffnung mit selbstthätig sich öffnender und schließender Barrière abgeschlossen sein.

Bei Beobachtung der vorstehend aufgeführten Bedingungen ist die Beförderung von Personen mittelst hydraulischer Fahrstühle unbedingt sicher und sind Unglücksfälle nach menschlicher Voraussicht absolut ausgeschlossen.

In Bezug auf die Wahl der Konstruktion ist noch Folgendes zu beachten:

Bei direkten Fahrstühlen macht der Kolben oder Plunger genau denselben Weg wie der Fahrkorb, der Cylinder muß also entsprechend tief in die Erde hinabgehen, und wird zu diesem Behufe mittelst Senten eines Rohres ein Schacht zur Aufnahme des Cylinders hergestellt. Diese Konstruktion ist die absolut sicherste, da hier die Last lediglich auf der Wassersäule ruht und nicht an Ketten oder Seilen hängt. Sie wird also unbedingt da zu wählen sein, wo Personen zu befördern sind, wie in Hotels, Wohnhäusern u., sofern nicht durch felsigen Boden das Niederbringen des Sentrohrs unmöglich wird.

Auch für Gepäckaufzüge würde diese Konstruktion dann anzuwenden sein, wenn mit dem Gepäck zugleich Menschen auffahren; ferner würden direkte Aufzüge auch zur reinen Gepäck- oder Waarenbeförderung mit Vortheil dann anzuwenden sein, wenn entweder die Hubhöhe keine große ist — ein bis zwei Stockwerke — und wenn kein Raum neben dem Schacht oder seitwärts von dem Schacht zum Anbringen eines vertikalen oder horizontalen Cylinders vorhanden ist.

Bei indirekten Fahrstühlen legt der Kolben nur einen Bruchtheil des Weges des Fahrkorbes zurück. Der Hub des Kolbens wird durch Flaschenzugübertragung auf den Fahrkorb mittelst Drahtseil derart übertragen, daß beispielsweise der Fahrkorb den achtfachen Hub des Kolbens zurücklegt. Der Fahrkorb hängt in diesem Fall an Seilen. Zur Beförderung von Personen sollten diese Fahrstühle nur dann Verwendung finden, wenn ein direkter Fahrstuhl nicht angelegt werden kann. Es muß dann eine Reihe von Sicherheitsvorrichtungen angebracht werden, welche wir später einmal speziell beschreiben werden. Indirekte Fahrstühle sind leichter anzubringen als direkte und werden auch meistens billiger als diese.

Um die Herstellung solcher hydraulischer Fahrstühle hat sich vorzugsweise die „Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Aktien-Gesellschaft“ zu Berlin und Dessau verdient gemacht. Die Gesellschaft beschäftigt sich seit einer Reihe von Jahren in ihrer Fabrik zu Berlin mit der Herstellung solcher Aufzüge und hat durch peinliche Ausbildung aller Details erreicht, daß dieselben absolut ruhig und ohne die merklichste Vibration gehen, so daß dieselben unter Anderem zum Krankentransport in der Berliner Universitäts-Frauenklinik und in der Privatklinik des Herrn Dr. Martin Verwendung finden. Hierzu kommt, daß durch die sorgsame Ausführung der Verschleiß ein kaum merklicher wird und daß die schädlichen Widerstände auf ein Minimum reduziert sind, so daß die Aufzüge mit einem verhältnismäßig geringen Wasserverbrauche arbeiten.

Die Fabrik hat es sich ferner namentlich zur Aufgabe gestellt, alle nur denkbaren Maßregeln zu treffen, welche die Sicherheit der Beförderung bezwecken. Die von derselben im Berliner Central-Hotel hergestellten Fahrstühle entsprechen nach dieser Richtung hin allen billigen Anforderungen. Trotzdem hat die Fabrik ihr Augenmerk unausgesetzt darauf gerichtet, die Sicherheitsvorrichtungen zu vervollkommen, und darf man ohne Scheu die Behauptung aufstellen, daß bei Anwendung der von der Fabrik konstruirten und durch Patentanmeldung geschützten Vorrichtungen Unfälle absolut ausgeschlossen sind. Bei der Anlage von Fahrstühlen, welchen Menschenleben anvertraut sind, sollte aber dieser Umstand das einzig Ausschlaggebende für die Wahl der Konstruktion sein.

Die Fabrik ist jederzeit gern bereit, auf Anfragen genaue Auskunft zu erteilen und mit Rath für die Wahl der Konstruktion an die Hand zu gehen.

Ueber den Bau von Familienhäusern und Cottages in Oesterreich.

So viel Anklang auch allenthalben, besonders in Deutschland, — (München, Berlin, Stuttgart, Leipzig u.) — ja selbst auch mitunter in einigen Theilen Englands, dann in Amerika, Belgien, Holland u. die Idee der Familienhäuser findet, so abgeneigt ist man derselben im Ganzen und Großen in Oesterreich und zwar in der Gegenwart mehr als je. Schon viel früher hat es viele Fälle gegeben, wo eine Familiengruppe ein Haus ankaufte oder im Erbschaftswege übernahm und dann allein bewohnte, aber es kam häufig zu Reibungen, besonders bei dringenden, größeren Reparaturen, im Verkehr mit den Behörden oder durch den sogenannten Familienrath. Alle Theilnehmer wollten Hausherr spielen, aber zahlen wollte Keiner; oft führte der Arroganteste in der Familie das große Wort, und ließ sich nur von seinem Egoismus leiten, oder es kam vor lauter Kompetenzstreitigkeiten keiner von Allen zum Worte. Darunter litt das Haus, es wurde baufällig und mußte endlich mit Schaden verkauft werden.

Die Art und Weise, wie man jetzt in München z. B. Familienhäuser baut, wo jede Familie wirklich ein Haus besitzt, welches mit dem Nebenhaus äußerlich in architektonischen Einklang gebracht ist, so daß zwei oder drei Familien-Häuser äußerlich das Ansehen eines einzigen Hauses haben, ist jedenfalls besser, als jene, wobei zwei verwandte oder bekannte Familien in einem und demselben Hause mit einer Treppe, einem Hausflur, einem Korridor u. s. w. untergebracht wurden; es ist dies die ältere Schablone, die gegen alle Lebenspraxis verstößt; ja es ist die beste Lösung, wie es scheint, denn es zerhaut dieses neue System den „gordischen Knoten“ mit einem Hieb; man stellt nach Außen hin ein Haus her, heißt Familienhaus, anatomisch aber sind's deren zwei oder drei; jede Familie ist gänzlich isolirt; eventuell kann auch jede Haushälfte, jedes Hausdrittheil für sich selbständig verkauft werden und es besteht meistens nur eine Servitutsklausel, daß der neue Inhaber keine solchen baulichen Veränderungen an seinem Eigenthum vornehmen lasse, welche die Nachbarn irgendwie alteriren, d. h. technisch schädigen, oder das künstlerisch-ästhetische Ansehen ihrer Häuser (resp. Hausteile) beeinträchtigen; hier und da bestehen dieserhalb ohnedies baugefährliche Vorschriften. Dagegen war es nach dem alten System der Familienhäuser schwer, seinen Antheil, welcher gewöhnlich in einem Stockwerke mit den dazu gehörigen Boden- und Kellerräumlichkeiten bestand, zu veräußern. Ein Dritter, ganz Fremder wartete dann die günstige Gelegenheit der vollständigen Dissolution des Familienverbandes ab, und riß das Haus um einen Wappenstiel an sich.

Die Cottagebauten sind in Oesterreich beliebter als Familienhäuser; aber auch jene würden bei den theuren Miethzinsen der Hauptstädte, zu einem bedeutend größeren Aufschwunge gelangen, wenn man sich entschließen könnte, billiger zu bauen.

Wir sind in Oesterreich Soliditätsfanatiker; wir glauben ohne Ziegel, Sandstein, Marmor und Eisen geht es nicht; in Salzburg habe ein unternehmender Baumeister s. Jt. mit dem Betongußbau gute Geschäfte gemacht, aber keine Nachahmer gefunden, trotzdem die betreffenden Hauseigenthümer ihre Häuser aus Cementguß, welche nur 25—30 pCt. eines Stein- und Ziegelhauses kosten, gerade so unverfroren theuer vermieten, als die anderen Zinstyrannen, deren Miethkasernen aus Ziegeln gebaut sind. Die in den Jahren 1870—1875 gebauten Häuser des Cottage-Viertels bei Wien kosteten von 14000 fl. (28000 M.) als den billigsten, bis 60000 fl. (120000 M.); dabei bietet letzteres gar nichts Großartiges, wie man vielleicht denken wird, Gott behüte, es ist auch das 60 Wille-Cottage nur eben — Cottage, Villa, Landhaus; das verdrarb Vielen den Appetit, auch lassen die enorm hohen Steuern (52 pCt. bei nicht steuerfreien, 25 pCt. bei sogenannten steuerfreien (?) Häusern) keine rechte Baulust aufkommen.

T—k.

Erfindungen.

Neue selbstthätig, langsam schlagende, elektrische Glocke von Schäfer u. Montanus in Frankfurt a. M.

(Hierzu 1 Fig.)

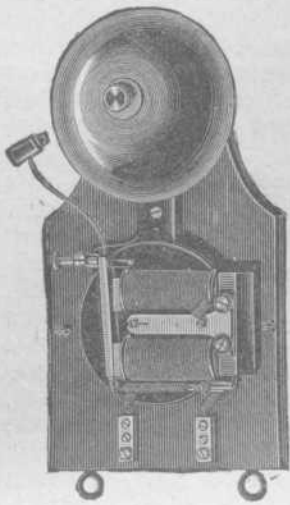
Wenn mittelst einer gewöhnlichen elektrischen Glocke lange andauernde oder sich oft wiederholende Signale gegeben werden, so ist das Rasseln derselben in den meisten Fällen sehr störend und belästigend, so daß man schon lange Vorrichtungen zu konstruiren versuchte, durch welche es möglich wurde die Glocken in einzelnen langsam aufeinander folgenden Schlägen ertönen zu lassen. Man verwendete hierzu Uhrwerke oder auch Uhrpendel, welche

durch den elektrischen Strom ausgelöst wurden und dann langsam aufeinanderfolgende Schläge auf Glocken hervorbrachten. Solche Apparate waren aber in der Regel so kompliziert und theuer, daß an eine allgemeine Anwendung derselben nicht zu denken war.

In vielen Fällen wird daher auch wegen des störenden Lärmens der gewöhnlichen Glocken (sog. Rasselwecker) von der Anwendung derselben lieber Abstand genommen. Wenn z. B. kontrolliert werden soll, ob eine Thür geöffnet und wann dieselbe wieder geschlossen wird, so bringt man an der betr. Thür einen sog. Thür- oder Sicherheitskontakt an, der, sobald die Thür geöffnet wird, den Strom einer galv. Batterie in eine Glocke leitet, welche dann so lange läutet bis die Thür wieder geschlossen wird.

Oft wird auch an elektr. Glocken eine Vorrichtung angebracht, welche bezweckt, daß die Glocke, nachdem sie einmal in Gang gesetzt wurde, so lange fortläutet, bis man sie wieder abstellt.

In diesen, sowie in ähnlichen Fällen, wo sich die Signale oft wiederholen, wie z. B. in Krankenhäusern, Hotels, Kontroll-Signale bei Eisenbahnen u. s. w., wird die langsam schlagende Glocke von Schäfer u. Montanus einem längst gefühlten Bedürfnis abhelfen.



Bei dieser Glocke werden die einzelnen Schläge durch eine höchst einfache und daher sicher wirkende Vorrichtung erzeugt. Auch ist der Preis derselben so unwesentlich höher als der einer gewöhnlichen Glocke, daß der allgemeinen Einführung nichts mehr im Wege steht.

Unter dem Elektromagnet und Anker ist eine runde Metallscheibe zwischen Spizen leicht drehbar befestigt. An dem Anker ist nach unten, oft nach der Scheibe zu, gerichtet, ein Kontaktstift und an dieser Stelle ebenfalls in der Scheibe ein Stift angebracht, welche sich beide berühren. Links von dem Stift ist an der Scheibe ein kleines Gewichtchen befestigt, das dieselbe von links nach rechts zu drehen

sucht und so den Stift der Scheibe gegen den Stift des Ankers andrückt.

Wird nun der Strom einer Batterie in die Glocke geleitet, so tritt derselbe durch die in der Figur rechts sichtbare Klemme ein und geht durch die Windungen des Elektromagneten nach dem in der Mitte der beiden Spulen isolirt angebrachten Steg. Von hier geht der Strom durch die Spitzschraube nach der Scheibe und so über die beiden Kontaktstifte, nach dem Anker. Dieser steht mit der Klemme links in Verbindung, durch welche der Strom nach der Batterie zurückgeht.

Hierdurch werden die beiden Elektromagnetstifte plötzlich magnetisch, so daß der Anker schnell angezogen, die Scheibe in Folge dessen in Bewegung gesetzt und der Klöppel gegen die Glockenschale geschleudert wird. Die Scheibe macht, wenn der Anker auf den Elektromagnet trifft, ihre Bewegung weiter, wodurch der Strom unterbrochen wird, weil sich die beiden Kontaktstifte verlassen. Der Anker wird durch die oben sichtbare Abreißfeder wieder in seine vorige Stellung gebracht und die Scheibe, nachdem sie ungefähr eine halbe Umdrehung gemacht hat, durch das Gewichtchen ebenfalls zurückbewegt. Die beiden Kontaktstifte treffen dann wieder aufeinander und das eben beschriebene Spiel wiederholt sich so lange, als der Strom in die Glocke geleitet wird.

Die Zeit, welche die Scheibe zu ihrer Hin- und Zurück-Bewegung gebraucht, beträgt $1\frac{1}{2}$ —2 Sekunden und in eben solchen Pausen folgen demnach die einzelnen Schläge aufeinander.

Da der Strom nur alle $1\frac{1}{2}$ —2 Sekunden auf äußerst kurze Zeit geschlossen wird, so ist man in der glücklichen Lage das so sehr einfache Leuchtelement zu verwenden, ohne daß man bei selbst sehr langem Gebrauch ein Versagen zu befürchten hätte.

Von der oben genannten Firma werden die Glocken auch mit Vorrichtungen versehen, durch welche dieselben so lange fortschlagen, bis sie abgestellt werden oder auch eine bestimmte Anzahl Schläge geben und dann selbstthätig aufhören. x. y. z.

NB. Den Schluß-Artikel über die Heizungs- und Lüftungs-Anlage im neuen Reichstagsgebäude werden wir in nächster Nummer veröffentlichen.

Mittheilungen über Ausstellungen.

Aus Zürich schreibt uns unser dortiger Berichterstatter: Einen interessanten Bericht über die Architektur auf der **Schweizerischen Landesausstellung** hat man momentan hier zu bewundern. Derselbe (von Professor Stadler) läßt sich, wie folgt, aus:

„Die Beteiligte an der Ausstellung von den Architekten war eine sehr schwache, was wohl dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Wenigsten ihre Zeichnungen in einer für Ausstellungen geeigneten Art ausgeführt haben und später sich weder Zeit noch Gelegenheit fand dies nachzuholen.“ (Sehr schmeichelhaft für die Beteiligte!) Den „waghalsigen“ Perspektiven gegenüber verhalte sich das Publikum meist mißtrauisch, Modelle aber, die verständlichsten und wirkungsvollsten Darstellungen von Gebäuden, erfordern viel Zeit und Mittel. (Es ist gut, daß der Schweizer Architekt Ritter in Frankfurt a. M. ein Instrument erfand, welches es gestattet, die Perspektiven in Zukunft nicht mehr „zu wagen“, sondern zu konstruieren per Mechanik, oder meint Prof. Stadler etwa nur die noblen Farbentöne der Zürcher Schule?) Ferner hätten die Ingenieure im Ganzen in ihren Darstellungen mehr Fleiß, ja sogar oft mehr Kunstsinne gezeigt, als die Architekten, welche Letztere meist nur „skizzenhaft oder zu nüchtern“ im Vortrag geblieben seien! (Nicht übel für die Betreffenden; die Weisheit des Professors verfolgt sie noch bis in ihre Praxis hinein, pardon! wollte sagen „unterstützt sie“.) Es ist gut, wenn die Lethargie durch permanente Wächter aufgerüttelt wird, das werden die Herren Architekten sich wohl merken.) Von den 40 Architekten, welche sich laut Katalog an der Ausstellung beteiligten, waren nur 16 ehemalige Schüler des Schweizerischen Polytechnikums und unter den ausgestellten Bauprojekten nehmen die Arbeiten der Letzteren einen ehrenvollen Rang ein, ja sogar gehört Einiges zu dem Bedeutendsten „was in Architektur überhaupt zu sehen sein möchte“.!! (Merks Marx!) Die Beteiligte im Kunsthandwerk dagegen, mit Ausnahme derer, welche sich auswärts darin ausbilden, zeigt, daß noch zu wenig Übung darin vorhanden sei und die Betreffenden sich zu wenig in den Werkstätten der Handwerker bewegen! — Was denkt sich bei diesem Bericht der ganz und gar Unbeteiligte? Es muß ihn ein eigenthümliches Gefühl beschleichen und er wird unwillkürlich denken „So sind eben die Berichte“. Die Quintessenz scheint uns die zu sein, daß auf die Landesausstellung ein etwas zu großes Gewicht gelegt wird, wenngleich selbe eine mehr mathematisch-technische als künstlerisch-dekorative Architektenschule ist. Immerhin steht man hauptsächlich den Lehrern mehr als den Meistern vorleuchten und dürfen sich deshalb die „24 Skizzenhafte und Nüchterne“ darüber trösten. Sie ziehen vielleicht eine Lehre daraus, wie man „nicht sein soll“, und beherzigen dies für eine spätere Ausstellung, wo Professoren sich als Meister zeigen.

k.

Mittheilungen aus der Praxis.

Blechbedachungen. Seit die großartige Entwicklung der modernen Industrie die Metalle zu immer billigerem Preise liefert, hat sich der Umfang ihrer Verwendung zusehends erweitert und sie sind für manche Zwecke anderen Materialien, die das Privileg des ausschließlichen Gebrauchs von jeher zu besitzen schienen, starke Konkurrenten geworden. Hierher ist auch die Bedeckung der Dächer zu rechnen. Sehr vereinzelt, fast nur bei Kirchen, hat man früher Kupfer als Bedachungsmaterial verwendet; der hohe Preis machte es zu einem äußerst kostspieligen Mittel. Neuerdings haben sich, wie ein Fachmann der „Babischen Gewerbeztg.“ schreibt, Eisen und namentlich Zink hinzugesellt und nicht bloß ersteres fast ganz verdrängt, sondern auch sich Gebiete erobert, die früher dem Kupfer unzugänglich waren: Profanbauten, das Wohnhaus. Als Vortheile der Metallbedeckung im Allgemeinen werden namhaft gemacht: ungemene Leichtigkeit, die Möglichkeit, sehr flache Dächer herzustellen, Schutz des Holzes vor dem Maßwerden und Faulen, Dauerhaftigkeit. Gerade der letztere Punkt ist es, über welchen allerdings nicht Einmüthigkeit der Anschauungen herrscht, denn die Erfahrung hat nur zu häufig das Gegentheil erwiesen. Es kann dies auch kaum anders sein, denn es fehlte noch die Erfahrung, die man sich bei den andern Bedachungsmaterialien durch vielhundertjährige Praxis erworben hatte. Wie Schiefer und Ziegel andere Anordnungen erheischen, so auch die Metalle jenen gegenüber und wieder unter einander. Die an manchen Orten, wie z. B. in Paris, fast ausschließlich zur Verwendung gelangten Zindächer sind bei uns vielfach geradezu in Verruf gekommen. In jedem einzelnen Falle läßt sich der Grund der ungenügenden Wirkung sehr schnell ausfindig machen. Bald ist aus ökonomischen Rücksichten das Blech zu dünn gewählt worden, bald widerspricht die Art der Verbindung der Tafeln der Natur